

Toine Heijmans

Der unendliche Gipfel

Aus dem Niederländischen von
Ruth Löbner

Roman

 **mairisch** verlag

11 m

Die Wand, an der Lenny mir das Klettern beibrachte, war Teil der Brücke, die die beiden Flussufer der Stadt miteinander verband, in der wir studierten. Ein breiter, sich verjüngender Pfeiler aus gemauerten Basaltblöcken, die gleichzeitig Halt boten und so viele Kratzer und Abschürfungen an unseren Händen hinterließen, dass wir am Ende des Tages eine Blutspur zogen: der Beweis einer neuen Route.

Wir waren andauernd dort.

»Die Berge«, sagte Lenny, »sind auch bloß ein Stapel Steine, genau genommen ist das hier also Bergsteigen«. Über uns dröhnte permanent der Verkehr.

Es war mein dritter Tag in dieser Stadt, die ich verzweifelt zu erobern versuchte, indem ich mit dem Fahrrad stundenlang durch Straßen fuhr, die mir nichts sagten, auf der Suche nach Orientierungspunkten: der Universitätsturm, der Bahnhof, die Brücke. Ich war gerade neunzehn geworden, Lenny zwei Jahre älter. Der war selbst ein Orientierungspunkt, wie er da unter der Wand stand: lang und sehnig, auf dem ansonsten kahlen Schädel ein kurzer, signalroter Hahnenkamm. Bei seinem Gesicht musste ich unwillkürlich an einen Dieb denken, die Kampfstiefel hatte er aus einem Armeedepot und dazu trug er blau-lila Leggings: die Punkuniform einer ganzen Alpinistengeneration. Sein rosa *Think Pink*-T-Shirt war eine Hommage an die Kletterhippies, die mit ihren freien Gedanken und ihrer lockeren Moral die großen Wände des Yosemite bestürmt

hatten, und an das Freiklettern, manchmal ohne Seil, damit sie mit sich und dem Berg allein sein und in absoluter Freiheit in die Tiefe stürzen konnten.

Dieser Brückenpfeiler war, in Ermangelung einer besseren Alternative, Lennys Yosemite und Lennys Everest, und das genügte. Er schlug das orangene Nylonseil aus und wickelte es sich in großen Schlaufen um die Schulter – wie ein Bauarbeiter, dachte ich. Er war der erste Kletterer, den ich in meinem Leben sah. Seine Konzentration faszinierte mich: Erst als er das Ende des Seils erreicht hatte, sah er auf und bemerkte mich. Langsam hob er das Bündel von seiner Schulter, umwickelte es mit dem losen Ende, damit es nicht aufging, und legte die Seilpuppe neben seinen Rucksack. Sah sich zur Wand um und inspizierte danach seine schwarzen Hände, das oberste Glied des kleinen Fingers war getaped.

»Blasen«, sagte Lenny. Er holte eine Flasche aus seinem Rucksack und trank. »Billiges Seil.«

Er kam auf mich zu und streckte mir die Hand hin: »Lennaert Tichy. Geologie, viertes Semester. Auf dem Papier, versteht sich.«

Wir waren gleich groß.

»Walter«, sagte ich. »Erstes Semester Mathe.«

»Walter! Was für ein Name, Mann, großartig! Und weiter?«

»Walter Welzenbach.«

»Auch schön. Deutsch, irgendwie, aber macht ja nix. Willst du probieren?«

Ich stellte mein Fahrrad ab. Lenny legte mir das Seil um die Hüfte und führte es zwischen meinen Beinen durch,

zog daran, um den Knoten zu testen, und zeigte mir die einfachste Route.

»Denk mit den Füßen. Nicht mit den Armen.«

Es war unglaublich. Der kalte Stein unter meinen Händen, das Loskommen vom Boden, die Kraft in meinen Beinen, das mühelose Aufsteigen. Als hätte mein Körper nur auf diesen Moment gewartet: Fortbewegung in der Senkrechten.

Es war viel einfacher, als ich dachte, die Bewegungen schienen mir in die DNA eingeschrieben, alles hatte Logik. Wie Laufen-Lernen. Noch nie war ich so konzentriert gewesen wie in dieser Wand: das Bewusstsein von Stehen, das Bewusstsein von Balance, das Bewusstsein eines Arms, eines Fußes, eines Atemzugs. Die Klammerkraft meiner Finger. Das Bewusstsein, länger zu werden, wenn ich meine Knie in die Wand drehte.

Zum ersten Mal versetzte ich meinen Körper wirklich in Bewegung. Zum ersten Mal verstand ich die Funktion von Händen und Füßen, meinem Herzschlag, dem Blut, das durch mich durchfloss, verstand, wie leicht ich war, so leicht, dass ich mich selbst tragen konnte.

Lenny lotste mich mit lauten Befehlen durch die Wand: »Rechter Fuß hoch zum Knie, linke Hand an den Griff rechts über dir, jetzt rausdrücken!« Er gab Seil aus, während ich höher kletterte, nicht zu stramm, um mir genug Bewegungsfreiheit zu geben, stramm genug, um darauf zu vertrauen, meinen Sturz abfangen zu können.

»Wenn's nicht mehr geht, rufst du ‚Block!‘ Dann zieh ich das Seil an.«

»Block?«

»Block. Laut rufen. Als wärst du in der Klemme.«

»Block!«

»Ja. Noch lauter. Und wenn Steine runterkommen, rufst du ‚Stein!‘, dann geh ich in Deckung.«

»Kommen denn hier Steine runter?«

»Nö. Hier nicht.«

Schließlich erreichte ich die Metallbalustrade der Brücke, an der das Seil verankert war. Lenny machte sich bereit. »Jetzt häng dich rein!« – ich zögerte. Über die Balustrade klettern und zurückgehen wäre einfacher, und nicht so gefährlich. Es war verdammt hoch. Ich warf einen Blick nach unten, sah Lennys Grinsen und lehnte mich langsam hintüber, bis das Seil gespannt war, ließ die Brücke los, schwebte. So vertraute ich mich dem Seil an, und Lenny, der mich sicherte, dem ich gerade erst begegnet war, von dem ich nichts wusste, und der mir jetzt vorsichtig nach unten half, in einer simplen Konstruktion aus Gewicht und Gegengewicht.

»Beine lang!« – Ich stieß mich mit den Füßen von der Wand ab. Ich war meine eigene Schwerkraft und breitete die Arme aus. Das war eine andere Dimension und befreite mich von allen Beschränkungen, die mich bis dahin am Boden gehalten hatten.

»Cool?«, fragte Lenny nach meiner Landung.

»Cool.«

Lenny kletterte täglich in der Wand, bei jedem Wetter, und, bis dahin, immer allein. In die Zementfugen zwischen den Steinen hatte er rostige Felshaken geschlagen, an denen er sich mit kurzen Schlaufen sicherte, per Fischerknoten

festgebunden, die Enden sorgfältig mit dem Feuerzeug angesengt, damit sie nicht ausfranst.

Sobald er oben angekommen war, ließ er sich an dem orangenen Seil ab. Nylon war zwar stabil, aber glatt und eigentlich ungeeignet für einen Alpinisten: Jedes Mal, wenn er sich abseilte, waren seine Handflächen hinterher voller Brandblasen.

Seine Methode war altmodisch, schon allein, weil Lenny keinen Klettergurt benutzte, sondern sich das Seil um die Taille band und es beim Abstieg zum Bremsen über die Schulter gleiten ließ, so hatten es auch die großen Bergführer vor hundert Jahren gemacht. Es war billig und gaukelte einem Sicherheit vor. Erst Jahre später würden wir uns das Material leisten können, das uns wie edler Schmuck in den Outdoorläden von Chamonix anfunkelte: hochglanzpolierte Eisbeile, Eisschrauben, Karabiner, Steigklemmen, Friends und Cams und Snargs, sicher verwahrt hinter Glas und unerschwinglichen Preisen. Imprägnierte Kletterseile in den grellsten Farben, leichte Kletterhelme, Gurte, die den Sturz eines Elefanten halten konnten.

»Wusstest du«, fragte er eines Abends in seiner Studentebude, »dass der Klettergurt eine niederländische Erfindung ist?«

Und er erzählte mir von Jeanne Immink aus Amsterdam, die es in den Goldenen Jahren des Alpinismus in die Schweiz verschlagen hatte, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, als es noch unbestiegene Berge gab, als Klettern noch einen Sinn hatte, weil es neue Welten eröffnete. Bergsteiger waren damals Entdeckungsreisende: nach und nach erschlossen sie neue Gipfel und verpassten ihnen Namen,

als gäbe es was zu tun da oben, als wäre dort was Bedeuten-
des zu holen, mehr als Fels und Eis und Schnee und manch-
mal ein metallenes Gipfelkreuz, das den Blitz anzog.

Jeanne Immink: die Frau, die sich weigerte, in den Ber-
gen Röcke oder Kleider zu tragen, im Gegensatz zu den
Touristinnen, die im Sonntagsstaat aus rauschender Che-
nille vorsichtig auf den Gletscher von Chamonix kraxelten
und das blaue Eis bestaunten. Jeanne trug Hosen und wag-
te sich an die schwierigsten Felswände, sie ging schon auf
die vierzig zu, als sie das Matterhorn zweimal hintereinan-
der durchstieg. Die Frau, die den vierten Schwierigkeits-
grad kletterte und ins Gipfelbuch schrieb: »Ich fordere die
Herren Alpinisten auf, meinen Schritten zu folgen.«

In den Dolomiten sind gleich zwei Berge nach ihr be-
nannt: der Campanile Giovanna, *Jeannes Turm*, und die
Cima Immink, *Imminks Gipfel*, ein spitzer Zahn im Granit-
gebiss der Palagruppe. *Madame Immink* notierte sie stoisch
in den Hüttenbüchern – die Italiener nannten sie *la Donna*
Instancabile, die Unermüdliche.

Geboren im Land der Antiberge war sie zu Lebzeiten
schon Ehrenmitglied des Österreichischen Alpenklubs,
und des Italienischen, was Lenny und mir nie gelungen ist.

Und in den flachen Niederlanden ist ihr weit und breit
kein einziges Denkmal gewidmet.

Jeannes Klettergurt, ihre Erfindung, bestand aus einem
Lederriemen mit Metallringen, den sie beim Abseilen be-
nutzte, um die Seilstriemen an Oberschenkeln und Poback-
en zu vermeiden. Erst ein Jahrhundert später sollte der
Gurt zum Gemeingut unter Alpinisten werden, die für ge-
wöhnlich einen konservativen Einschlag haben.

8188 m

Jedes Geräusch kommt von mir, und es ist ohrenbetäubend. Knirschend presse ich den Schnee zusammen zu einem Fußabdruck, dann der nächste – die Anstrengung dröhnt in meinem Innern, Blut, das sich durch dünne Adern zwängt, Herzschläge, Keuchen; die ganze Maschinerie aus zweihundert Knochen und fünf Vitalorganen flattert und bebt wie ein übertakeltes Boot.

Ich bin ein intakter, warmer Körper, der vorübergehend die natürliche Ordnung stört, der kurz, sehr kurz, die Temperatur verändert, nicht mal um ein Tausendstel Grad. Ein Körper, der Spuren in die Schneedecke zieht und verschwindet, wie auch die Gebetsfahnen verschwinden, Andenken an unbedeutende Besteigungen.

Ich bin auf dem Gipfel angekommen, und hier ist nichts. So war es schon immer, und erst jetzt wird es mir klar: Den ganzen Weg nach oben habe ich nichts anderes im Kopf, haben die Menschen, die mit mir zu schaffen haben, nichts anderes im Kopf, wochenlang, und jetzt bin ich da, hier, allein, unversehrt, pünktlich laut meines eigenen Fahrplans, und blicke ins Leere.

Hier oben zu sein hat keine Bedeutung – das zu begreifen, ist das Schwierigste.

Atmen. Ganz ruhig. Das Schneefeld ist erstarrt in dünner,

tiefvioletter Frostluft. Nichts bewegt sich außer mir; es geht kein Wind. Die Wolken, zu dünnen Nebelschwaden ausgefranst, hängen tief und fangen das erste Licht.

Hier ist der Gipfel, und ich muss noch höher, weiter.

Eins. Zwei. Drei Schritte und ausruhen, atmen. Eins. Zwei. Drei Schritte näher am Ziel.

Als Erster oben – was sonst. Früher aufbrechen als der Rest, härter pushen, mehr Schmerz aushalten, klüger sein. Meine Rechnungen gehen immer auf. Na dann, herzlichen Glückwunsch: Ich, der Fanatiker, habe wieder mal das Nichts erreicht.

Der Berg ist 35 Millionen Jahre alt, ein Zufall zwischen zwei Erdplatten, und wächst fünf Millimeter pro Jahr – noch immer, jeden Tag wächst der Berg, während ich schrumpfe.

Hinter mir hängt fahl der Halbmond, bereit zu verschwinden. Die umstehenden Berge sehen mich an, herbeigeeiltes Publikum, sie legen die Köpfe schief, als würden sie nachdenken. Ändern die Farbe, werfen ihre Nachtmäntel ab, die Sonne steigt schon, lässt aber die Täler noch dunkel.

Die glitzernden Eiskristalle. Der Gletscher, der sich an den Berg schmiegt wie ein Kätzchen.

Ich erkenne die Felsketten, die Couloirs, die Grate, die Gendarmen, die Strecke, die ich gleich zurücklegen muss. Wie eine Bleistiftzeichnung. Näher als je zuvor.

Von Weitem ist der Berg eine Einheit, ein fast freistehendes Element in dem Gebirgszug, den wir Himalaja nennen, aber wenn man ihm so nahekommt, zerfällt er in tausend Teile. Dann erst kann man darin verlorengehen.

Seine Form verändert sich laufend, je nach Blickwinkel und je nachdem, was man darin sieht. In dieser Höhe ist die Landschaft eine Luftspiegelung, das Ergebnis gestörter

Körperfunktionen. Man kann keine Entfernungen einschätzen. Die dünne Luft fungiert als Objektiv, das die Berge näher heranholt; was ich sehe, ist nicht die Wirklichkeit, sondern ein physikalisches Konstrukt, das ich selbst ausgeheckt habe.

Das Gehirn nimmt Helligkeit als Maßstab für Entfernungen: Das Klare, das Deutliche ist nah, und umgekehrt – Maler machen sich das zunutze, indem sie Bergen im Hintergrund einen Blauton geben. So erzeugen sie die Illusion von Tiefe im zweidimensionalen Raum.

Was ich sehe, ist eine Wahnvorstellung, am trockenfrosten Himmel, keimfrei wie ein Labor. Hier zu sein bedeutet vor allem zu glauben, dass ich hier bin.

Die höchsten Berge, die ich bestiegen habe, kommen kameradschaftlich näher. Aus dem Schwarz schieben sich als Erste der Mount Everest und der Lhotse heraus, Nuptse, Shishapangma und Manaslu warten am Horizont. Ich kenne sie. Ich kenne ihre Zugangsrouten. Ich kenne ihre Haut, ihren Atemrhythmus, ich weiß, wie sie sich während einer Besteigung verändern, wie sich auch das Fell eines Tieres im Laufe des Tages verändert, aber nicht das Tier selbst.

Mehr Gipfel als Freunde haben sich in meinem Leben angesammelt, und jetzt stehe ich wieder hier, allein.

Die sich zusammenrottenden Berge mir gegenüber sind hoch, aber nicht hoch genug. Die meisten warten noch auf ihre Besteigung: unbekannte Sechs- und Siebentausender, ein paar davon haben Namen, Lunag Ri, Langdak, Melungtse, aber viele müssen sich nach wie vor mit einer Nummer begnügen, P6064, P6589, P6037, wie unbedeutende

Asteroiden. Allein in Nepal gibt es vierzehntausend Berge, die höher sind als sechstausend Meter, und warum sollte man denen Namen geben?

Gipfel sind de facto nutzlos, sie bringen nichts hervor, im Gegensatz zu den Tälern. Oder den Pässen, über die man Vieh treiben oder Handelsware transportieren kann: Die bieten Aussicht auf Fortschritt. Hier oben wird nichts hergestellt. Hier wird abgebaut, Zelle für Zelle.

Es ist warm, so schrecklich warm, aber wenn ich die Handschuhe ausziehe, frieren mir die Finger ab.

Dieser Teil des Himalaja liegt regungslos unter einer Hochdruckglocke, vom Sturm ist nichts mehr übrig, er hat den Berg saubergefegt und sich verzogen, war nie hier. Es ist ein idealer Gipfeltag. Überall auf den höchsten Bergen der Welt stehen jetzt Menschen, und noch mehr sind unterwegs, alle im Schneeanzug, wie ich. Noch bevor sie wieder unten ankommen, schmieden sie neue Pläne für neue Berge, ich weiß das, ich war auch so.

Natürlich werden heute Bergsteiger sterben, darauf sind sie vorbereitet, sind mit dem eigenen Tod im Reinen. Wenn schon sterben, dann so hoch wie möglich auf einem Berg, an einem Ort, wo die Gehirnzellen erst nach Schwerkraft suchen und danach ein neues Gleichgewicht finden. Hier oben ist alles klarer als da unten.

Ich sehe Lenny im Augenwinkel, er wühlt sich durch den Schnee, zieht eine Spur, auf der Suche nach dem höchsten Punkt, genau wie ich.

Dieser Berg hat keine Spitze, sondern eine Ebene, ich stehe auf einem Schneeplateau, so weitläufig, dass ich die Ränder nicht sehen kann. Es ist praktisch waagerecht.

Das Gegenteil von einem Berg: ein Gipfel, von dem man nicht herunterfallen kann. Ich fühle mich orientierungslos, schwanke.

Ich bin nicht zum ersten Mal hier, aber wieder genauso verwirrt.

Über mir erlöschen noch ein paar Sterne. Eins. Zwei. Drei Schritte, und ich muss Runden drehen über die Platte, um den höchsten Punkt nicht zu verfehlen. Der Schnee, sein helles, aggressives Weiß, verwischt jedes Relief. Also drehe ich meine Runden, hinterlasse Fußabdrücke, sacke ein, ziehe Kreise, geometrische Muster. So markiere ich meine Besteigung: eine kleine Zugabe, damit ich weiß, ich war wirklich oben.

Zum Beweis muss ich meine Spuren fotografieren, bevor sie untergehen zwischen den Spuren der anderen, die mit mir den Berg besteigen. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sie aufkreuzen: Erst Monk, der ist stark, danach die Chinesen und die Inder und die Niederländer, mit denen ich aufgebrochen bin. Die Russen. Es wird hier nur so wimmeln von Erfolg.

Auf der Erdkrümmung liegt die sterbende Nacht und darüber, zart orange, ein neuer Tag. Bald wird die Sonne mehr Kraft haben, mich ausleuchten. Bald wird es noch wärmer sein. Ich starre die Gipfel an, die mich beobachten, und muss sie davon überzeugen, dass mein Entschluss der richtige ist.

Ich konzentriere mich auf mein rauschendes Blut, meine Atmung. Höre mich in meiner dicken, überdimensionalen Daunenkapuze murmeln. Wenn ich mich bewege, rasselt die Ausrüstung an meinem Klettergurt, ein beruhigendes

Klirren: die Karabiner, die Seilbremse, die Eisschrauben, Metall auf Metall. Ein Engelsgeläut, hell und zerbrechlich.

Lenny, der schnaufend, immer murrend die letzten Meter zurücklegt, stapfend in seinen Plastik-Expeditionsstiefeln. Höher. Nicht mehr atmen.

Eins. Zwei. Drei Schritte, und ich schlage mit dem Beil den festgebackenen Schnee aus meinen Steigeisen. Hab ich von Lenny, das Schlagen. Für ihn ist es Routine, ursprünglich gedacht für besseren Grip: Der Schnee setzt sich in großen Klumpen zwischen den Stahlzacken fest und macht ihre Wirkung zunichte. Es ist Technik. Aber für Lenny ist alles Rhythmus, auch das Freischlagen seiner Steigeisen: Kling, kling, Metall auf Metall. Das Geräusch ist ein Lebenszeichen, prallt gegen die Felswände, echot durch die Täler, ein Beweis seiner Existenz.

Wie er mit seinen langen Armen und Beinen wüst hin- und herschlackert, ganz und gar da ist. Wie seine Sohlen durch den Schnee stapfen, wie er Stufen ins Eis schlägt, wie er kling kling haut, singt, flucht, an einer Zigarette zieht.

In den Bergen wird Lenny doppelt so groß, er schießt in die Höhe und in die Breite. In eine Wand oder ein Couloir steigt er ein, als wäre er deren rechtmäßiger Besitzer, er rudert mit den Armen, »Platz da, hier kommt Lenny«, ein Überfall. Lenny klettert nicht, er kapert einen Berg und steckt ihn sich unter den Pulli. Springt über Randkluften, zerrt am Seil, Radau, Radau, will immer wieder beweisen, dass in den leblosen Bergen Leben herrscht. Dass es heute nichts anderes gibt, nur den Berg.

Einmal, beim Abstieg von der Lenzspitze, ist er bis zu den Achseln in einer Gletscherspalte verschwunden, seine

langen Arme steckten wie Widerhaken im Schnee. Eine Todesfalle, und er wartete grinsend, bis ich ihn hochziehen kam. Juli war es, warm, das Eis in der Nordwand unberechenbar, aber Lenny mogelte uns an dem Tag nach oben, zack, zack, jeder Schlag mit der Eisaxt saß, ich vertraute seinen Sicherungen, vertraute Lenny, und er vertraute mir. Wir, die Zwei-Mann-Armee, bei der Erstürmung der Alpen.

Das ist lange her. Wie lange ist das her?

Am späten Nachmittag, auf dem Rückweg vom Gipfel, schoben wir uns durch den schweren Schnee, der matschig war von der Wärme, es hatten sich schon Pfützen gebildet. Kurz nachdem Lenny angefangen hatte zu singen, brach er durch eine Schneebrücke senkrecht in die Eisspalte wie ein Stein, und hing da am gestrafften Seil, am anderen Ende ich. Unter ihm tat sich ein Grabbeller auf, hundert Meter tief, vielleicht mehr, eine Unterwelt aus stahlblauem Eis. Ich hatte ihn, aber das Seil fing an, durch den Schneerand zu schneiden, und Lenny wurde immer schwerer. Was ich in dem Moment fühlte, könnte man wohl Panik nennen, Angst, dass er verschwindet, aber ich rammte meinen Eispickel in den Schnee, sicherte das Seil mit einem Toten Mann und hievte Lenny aus der Spalte, wie er es mir beigebracht hatte.

Danach sind wir weiter abgestiegen, beide beseelt von dem Gleichgewicht, das wir verkörperten.

Wie alt waren wir da? Was lag vor uns? Noch nichts. Wussten wir überhaupt, was diese Touren durch die Alpen bedeuteten, in unseren starken Jahren, die Gipfel, die sich so einfach einkassieren ließen?

Wir wussten bloß, dass wir kletterten. Nicht, dass wir Entscheidungen trafen.

Das lag vor uns: ein gleichgültiger, kopfstehender tibetanischer Berggipfel. Das habe ich jetzt davon.

Die Stille ist unangenehm, die Schneefläche unerträglich. Ich bin gern allein, das kann man lernen, aber jetzt, wo ich den höchsten Punkt gefunden habe, freue ich mich, wenn die anderen kommen, damit ich als Erster wieder aufbrechen kann.

Weiter unten klettert eine Silhouette in meiner Spur, Monk, wer sonst, er drückt auf die Tube, mit dem Ziel vor Augen geht jeder schneller. Ja, es ist unverkennbar Monk mit seiner neongelben Mütze, bei jedem Schritt zieht er die Knie hoch.

Noch weiter unten kommen die Chinesen, eine regelrechte Prozession. Deren Welt kennt kein Alleinsein: Im Rot der Nation schieben sie sich gemeinsam den Berg hoch wie ein Schweizer Zug, – Gott, wie deutlich sich das Leben hier abzeichnet.

Lenny im Augenwinkel, aber wo ist Bart?

Es ist alter Schnee auf dem Gipfel und darunter altes Gestein. Das einzig Besondere an diesem Berg ist seine Höhe, sonst würde kein Hahn nach ihm krähen.

Die höchsten Berge gehören mir, oder eher gesagt: Ich befinde mich jetzt auf ihrem Niveau. Durch mich verändern sie sich nicht. Die Spuren, die ich in ihre Haut geritzt, die Kratzer, die ich auf ihrer Oberfläche hinterlassen, die Felshaken, die ich ihnen in den Leib gerammt habe, sind schon jetzt in der Gesteinsgeschichte untergegangen. Ich

bin höchstens eine Fruchtfliege, die in Bernstein erstarrt ein neues Zeitalter erleben darf.

Dreißig Jahre Bergsteigen, nicht mal eine Nanosekunde im Holozän.

Aus geologischer Sicht gehören wir ins selbe Zeitalter wie die Römer. Und weiter zurück, noch weiter; die Berge lachen uns aus, so kurz sind wir erst auf der Welt.

Rechter Handschuh aus, linker Reißverschluss auf, Foto machen. Von mir selbst, die Augen hinter Spiegelglas – ich könnte jemand anderes sein, alle Gipselfotos sind austauschbar. Aber ich mache das Foto, wie Touristen den Sonnenuntergang fotografieren, schließlich ist es *ihr* Sonnenuntergang.

Kamera zurück in den Anzug, Handschuhe an, kribbelnde Finger, kribbelnde Zehen; als Erstes gibt der menschliche Körper die Extremitäten auf.

In dieser Höhe schaltet er sich nach und nach ab, bis hinunter zu den Basisfunktionen, und genauso schalten Bergsteiger ihr Denken ab. Auch das begnügt sich mit dem Wesentlichen.

Alles hier scheint klar, für Zukunft und Vergangenheit reicht der Sauerstoff nicht. Aber unten im Basislager hat man das schon wieder vergessen. Was wir durchmachen, durchmachen wollen, ist die Umkehrvariante von Demenz. Darum zieht es uns immer wieder zurück.

Hier oben bleiben. Zelt aufstellen, Schnee schmelzen, den Rest meines Lebens abwarten. Oben auf dem Berg liegen und lauschen. Fußball spielen mit Lenny, Monk und den Chinesen – kommen die noch? Sie sind spät aufgebrochen; ich habe die Strahlen ihrer Stirnlampen über ein

Schneefeld huschen sehen, weit weg. Sie haben Unruhe in die Nacht gebohrt.

Von meiner eigenen Expedition habe ich seit meinem Aufbruch zu Camp 3 niemanden mehr gesehen. Wahrscheinlich sind sie sauer, dass ich nicht gewartet habe. Aber ich kann keinen Ballast gebrauchen. Auch Emotionen muss man abschalten, auf diesem Terrain.

Ich reiße den Klettverschluss an meinem Anzug auf, ein Höllenlärm, die Kälte strömt herein. Zwei Thermosflaschen, die blaue und die rote; aus Angst, dass sie gefrieren, habe ich sie in den Innentaschen verstaut. Nehme zwei Züge aus der blauen, versuche mich an einem Müsliriegel, kotze ihn aus. Nicht kotzen. Drin behalten. Eins. Zwei. Drei. Ruhe im Herzschlag finden, in dem simplen System, das einen Menschen am Laufen hält.

Lenny ist an der Nordseite des Gipfelplateaus verschwunden.

Hier stehe ich, und es ist mörderisch kalt.

In Bewegung kommen. Eins. Zwei. Drei Schritte in Monks Richtung, er hebt die Arme, ist aber noch nicht ganz da, er muss ein Stück weiter, genau wie ich; als wir uns gegenüberstehen, schweigt er und umarmt mich dann, die ungeschickte Umarmung zweier Astronauten bei einem Ausflug ins All. Monk nimmt den Rucksack ab und gibt mir seine Kamera, kramt eine Fahne mit dem Namen seines Sponsors hervor und hält sie hoch. Und ich filme ihn, genau wie er es mir beigebracht hat. Monk lächelt sein Lächeln für besondere Momente, ein Lächeln, das bei denen da unten gut ankommt, er versucht, den Daumen zu recken, aber die Geste wird von seinen dicken Handschuhen verschluckt.

Ich filme.

Und Monk geht langsam in die Knie, die Sponsorenfahne noch immer im Arm. Erst denke ich, er will den Boden küssen, aber sein Kopf kippt eher nach vorn, Monk schnappt nach Luft wie ein Ertrinkender, richtet sich wieder auf. Er fällt. Bäuchlings landet er auf dem Berg, sanft, alle Viere von sich gestreckt wie ein Hampelmann, und bleibt liegen.

»Kaputt, Alter ... so kaputt.« Er dreht sich auf den Rücken und sieht mich an: »Hast du das?«